



Reichzeitung

Sonntag, 5. Dezember 1943, Nummer 947

von der Maas bis an die Memel

Höhepunkt der Lumperei

Londoner Sender zu dem Erfolg der Bombardierung der Reichshauptstadt

„Wenn es passiert, dass bei der Bombardierung Berlins die Zivilbevölkerung getroffen wird — um so besser!“

„Die einzigen Lebewesen, die wir heute in Berlin bedauern, sind die Tiere, die nach der Bombardierung des Zoologischen Gartens ausgebrochen sind und durch Maschinengewehre auf den Berliner Strassen getötet werden mussten.“

Diese beiden Sätze sind am 30. November um 19,15 Uhr und am 1. Dezember 20,55 Uhr über den Äther in alle Welt gesendet worden. Zwei Sätze, die alles, was bisher an abgrundtiefer Hass, an unmenschlichster vertiefter Grausamkeit und Gewissenlosigkeit gesagt worden ist, übertreffen.

alle gemeinhin geltenden Vorstellungen von Menschlichkeit restlos vernichtet sind. An gemeinster Gesinnungslumperei, an jüdischer Brutalität sind diese Äußerungen nicht mehr zu übertreffen. Mit den Menschen, den Frauen, Kindern und Greisen haben sie in London kein Mitleid. Sie werden kaltblütig hingemordet, es tun ihnen höchstens noch die Tiere leid.

Besuch im Berliner Zoo

Dass sie in London lügen, wissen wir. Mit dem nachstehenden Bericht, den die Feldzeitung soeben aus Berlin bekommen hat, wollen wir den Londoner Sender der Lüge überführen. Wie es in dem von Bomben getroffenen Berliner Zoo aussieht, dafür nachstehende wahrheitsgetreue Nachricht:

Noch hüllt grauer Rauch die Strassen wie eine blasse Gardine ein. Feiner Aschenregen rieselt aus grauem Himmel. Wir stehen vor dem schweren Eisenportal des Zoologischen Gartens. Es ist geschlossen. Wir spähen durch das Gitter.

Es ist so sonderbar: die Menschen neben uns haben zwei schwere Nächte hinter sich, sie sind aus dem Staub und Schutt der Keller gekrochen, sie haben sich verzweifelt mit den Flammen geschlagen, sie sind auf dem Wege irgendwohin, aber nun stellen sie ihr Bündel mit den Habseligkeiten beiseite: den gelben Kanarienvogel, das bestickte Kissen, den Radioapparat — die wenigen Habseligkeiten, die sie gerettet haben. Nun warten sie hier, warten, bis ein Wärter mit einem Bündel vorbeikommt und überschütten ihn mit einer Sturzflut von Fragen. Jeder hatte seinen besonderen Liebling, den er hätschelte und verwöhnte mit jener scheuen Tierliebe, wie sie eigentlich nur dem Grossstädter eigen ist. Jetzt senken sie stumm der Kopf.

Was aus den Elefanten geworden sei? Der Wärter zeigt auf das zerstörte Haus, deren glasierte Buntziegel überall herumliegen. Flammen züngeln aus dem Schutt. Tot — bis auf einen! Sie liegen noch unter den Trümmern, die vergnügten Dickhäuter, die gewaltigen Tierkolosse, und drüben dem rosa Flamingo, der seinem Gehege entflohen und nun das eine schlanke Bein in die lehmige Brühe eines Bombenkraters hält, geschah nichts —

Die Mantelpavianer sind aus ihren Felsenhöhlen gekrochen. Sie springen wie sonst über die bizarren Steinplatten, aber schliesslich treibt sie ein Regenschauer wieder zurück. Nur einer hockt am Rande der Brüstung und sieht mich immerfort aus eng gestellten Augen an —

Wie mich alle Tiere ansehen, die ich noch lebend finde: der riesige Kamtschatkabär, der bittend die gepanzerte Tatze durchs Gitter streckt, die scheuen Antilopen, die an den Drahtzaun treten, der schwarze Timberwolf, der sein Geheul einstellt —

Es ist nicht zu sagen, wie sie mich ansehen mit blauen, braunen und schwarzen Augen, in denen noch die grosse, stumme Tierangst steht vor dem Eisen, das aus der Schwärze der Nacht fiel und Häuser und Bäume zerfetzte —

Seelöwen mit Kohlenklagesichtern

An schwarzen Baumstämmen vorbei und über wirres Astwerk, unter dem die braunfälligen Leiber toter Hirsche liegen, weiter —

Ein Eisbär, grau und schmutzig vom Funkenregen start immer noch auf die erloschene Stabbrandbombe vor seinem Zwinger, feindselig und mit schmalen Lidspalten beobachtet er das glänzende Metallstück, als könne es jeden Augenblick wieder aufsprühen in einem grell-weißen, nie gesehnen Lichte.

Das Gnu kaut stoch an einem frischen Heubündel, die gefleckte Giraffe steht wie eine Statue neben der hingestreckten, schon ausgeweideten Gefährtin, die Strausse tänzeln wie Ballettweisen in ihren noch völlig erhaltenen Boxen, und die Bären schlingen an dem rohen Fleisch, das man ihnen auf die Felsen warf und wahrscheinlich von jenen Tieren stammt, die getötet werden mussten.

Völlig unberührt von den Ereignissen der flammenden Nächte sind die Seelöwen. Sie wirbeln durch das blaugrüne Wasser, tauchen hier unter und dort auf und sehen bisweilen mit trübenden Kohlenklagesichtern über den Rand des Beckens.

Im Aquarium. Ich ging besonders gern hierher und stand in stauender Freude vor den Glasscheiben mit den bunten, schwän-

ein Stück Treibholz aussieht, die Klapperschlange, die gerade ein Wärter hochhebt und jenes Krokodil, auf dessen gezackten Kamm ich den Fuss setze — in der Meinung, es sei tot. Aber es faucht gereizt, klappt das blasse Maul auf und schleppt sich schwerfällig durch die klirrenden Scherben. Die Wärter lachen, weil sie mich erschrecken sehen —

Giftschlangen und Raubtiere

Mir fällt ein, was Professor Heck einmal sagte, als die Frage an ihn gerichtet wurde, ob die Giftschlangen des Aquariums schon getötet seien. Es war zu Beginn des Krieges.

Professor Heck stutzte. Warum töten? Die meisten und gefährlichsten Giftschlangen stammen aus tropischen Gegenden. Sie können bei unseren kühlen Temperaturen nur sehr träge und langsam kriechen, und wir wären jederzeit imstande, sie wieder einzufangen. Und die Raubtiere? Natürlich haben wir auch hier Vorsorge getroffen. Wir haben in den betreffenden Häusern entsprechende Waffen, um die Tiere im äussersten Notfall zu erschliessen. Aber zuerst würden wir es mit Güte versuchen. Der Wärter, der Pfleger, der das Tier kennt und den das Tier kennt, würde es mit Güte und Ruhe locken. Wir haben auch Netze und Stöcke, um solche Ausreisser zu fangen.

Wie gesagt: das Gespräch wurde zu Beginn des Krieges geführt, und man glaube damals noch nicht recht daran, dass der barbarische Feind Bomben und Phosphor auch auf die wehrlose Kreatur werfen würde.

Noch ein Gang zu Professor Heck. Er steht vor den schwelenden Trümmern seines Hauses. Geweihe liegen auf den herbstlichen Rabatten verstreut, wertvolle Jagdtrophäen, die er heimbrachte von seinen Tierfangexpeditionen.

Sein Gesicht ist dunkel gebeizt vom Rauch. Ich möchte ihn vieles fragen, aber ich schweige vor der stummen Trauer um seine Lieblinge.

Mauloffensive vom grünen Tisch

Erster Akt des grossen Bluffmanövers: Konferenz in Kairo

Der erste Akt der grossen Bluffkomödie im Nervenkrieg der Feinde gegen Deutschland und seine Verbündeten ist über die Bühne gegangen. Das Ergebnis ist ein Kommuniqué aus Kairo, wo sich vor ihrem Zusammentreffen mit Stalin Roosevelt, Churchill und Tschiangkai-schek zu Besprechungen zusammengefunden hatten.

Der Inhalt des Kommuniqués, das die Beendigung einer Konferenz zwischen Roosevelt, Tschiangkai-schek und Churchill und ihrer militärischen und diplomatischen Berater verzeichnet, entspricht den Voraussagen, die in der Feindpresse darüber gemacht wurden. Es stellt zunächst fest, dass mehrere militärische Missionen ein Einvernehmen über die künftigen militärischen Operationen gegen Japan erzielt haben. Sie wissen zwar nicht, wie sie Japan in die Knie zwingen können, aber sie versichern, dass sie diesen Krieg zur Niederhaltung und Bestrafung Japans auskämpfen. Natürlich erfolgt der Kampf der Anglo-Ameri-

kaner und Tschungking-Chinesen nur aus reinen Humanitätserwägungen, wenigstens beteuern die drei in ihrem Kairoer Kommuniqué, dass sie «für sich selbst keinen Gewinn begehren und keinen Gedanken an eine territoriale Expansion haben.» Angesichts dieser geschichtlichen Tatsachen ist es mehr als grotesk, wenn die Kairoer Phrasen davon sprechen, dass Japan «aus allen Gebieten, die es mit Gewalt und aus seiner Habsucht heraus an sich gebracht hat, vertrieben werden» soll. Sie vergessen dabei zu sagen, dass sämtliche einstigen und heutigen Positionen der USA und Englands in Ostasien nichts anderes als Beutestücke jahrhundertelanger Raubzüge sind.

Nicht weniger lächerlich wirkt angesichts der wahren Kriegslage im Pazifik und der Aussichtslosigkeit der dortigen USA-Position der Schlussatz des Kairoer Kommuniqués, der besagt: «Mit diesen Zielen vor Augen

werden die drei Alliierten in Eintracht mit den im Krieg befindlichen Vereinigten Nationen auch weiterhin die schweren und längerfristigen Operationen durchzuführen, die erforderlich sind, um eine bedingungslose Kapitulation Japans zu erlangen.

Mit «mindestens 30 alliierten Stabschefs um einen Tisch», wie Reuter in seinem Kommentar zur Kairoer Konferenz hervorhebt, haben Roosevelt, Churchill und Tschiangkai-schek darüber beraten, wie sie sich aus der pazifischen Katastrophe retten können. Ausserdem spielt Frau Tschiangkai-schek bei den Beratungen eine nicht zu übersehende Rolle. Sie markiert den Obersten Befehlshaber von Tschungking und führt das grosse Wort, während der Generallissimus Tschiangkai-schek sich dieser Unterrockstrategie de- und wehmützig fügt.

(Fortsetzung auf Seite 2)

Die bange Frage

Von Reichsminister Dr. Goebbels

Die Moskauer Konferenz ist gewissermassen ein Schnittpunkt in der politischen Entwicklung dieses Krieges. Die Engländer und Amerikaner hatten monatelang zu dieser Zusammenkunft gedrängt, weil sie hofften, auf ihr den Krenl zu einer Festlegung seiner territorialen Absichten und Forderungen bewegen zu können. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Für den Kenner war es schon bei Veröffentlichung des Moskauer Kommuniqués, das nur Agitationsphrasen, aber keinerlei politische Substanz enthielt, klar, dass bei der Konferenz nichts Nennenswertes erreicht worden war, mit anderen Worten also die Sowjets sich trotz aller Aufdringlichkeiten der Anglo-Amerikaner nicht bereitgefunden hatten, Zugeständnisse zu machen, dass im Gegenteil die Plutokratie angesichts der allgemeinen Kriegslage gezwungen waren, den Bolschewisten so weit wie irgend möglich und noch weiter entgegenzukommen und ihren Ansprüchen in einem Umfang nachzugeben, den eine amerikanische Zeitung vor einigen Tagen als geradezu phantastisch bezeichnete.

Damit hat die internationale Lage eine grundlegende Wandlung erfahren. Die Anglo-Amerikaner hatten sich die militärische Hilfe der Sowjets bis dahin so bereitwillig gefallen lassen, weil sie hofften und wünschten, die Rote Armee würde sich langsam aber sicher an der deutschen Wehrmacht, und die deutsche Wehrmacht ebenso langsam, aber sicher an der Roten Armee verbluten. Im Verlauf des gigantischen Kampfes im Osten aber hat der Krenl sich militärisch selbständig gemacht; und nun mussten Eden und Hull zähneknirschend zuschauen, wie Stalin sich ans Schaltbrett setzte. Er wird nicht zögern, die für ihn so günstige Position nach besten Kräften auszunutzen.

Was das bedeutet, kann man an den Alarmzeichen ablesen, die in aller Welt sichtbar werden. Die einflussreichen und territorialen Ansprüche der Sowjets, die sie heute durch die ihnen geeignet erscheinenden Kanäle der international-jüdischen Presse vor die Weltöffentlichkeit tragen, überstürzen sich. Man wagt in London und Washington schon gar nicht mehr, dagegen Einspruch zu erheben, wenn sie sich auf Polen, das gesamte Baltikum, Finnland, Rumä-

nien, Bulgarien und Ungarn oder auf militärische Stützpunkte in der Türkei beziehen. In Moskau aber geht man bereits viel weiter und verlangt Mitbestimmungsrechte in Afrika, im Mittelmeer und in der Ägäis; ja, der ganze Nahe Osten ist unterdes von der Sowjetunion zu ihrem Interessengebiet erklärt worden, und die Anglo-Amerikaner besitzen keinerlei Möglichkeit, diesem weit über die vordem vorstellbaren Grenzen hinausgreifenden Machtstreben des Bolschewismus Einhalt zu gebieten.

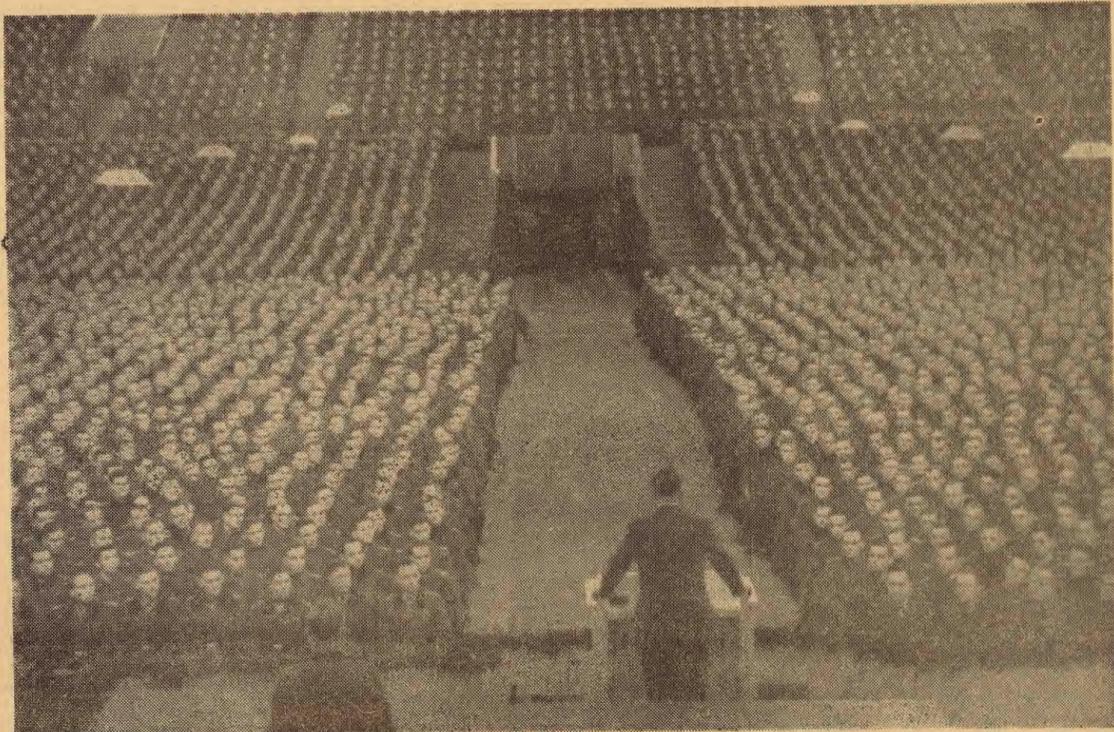
Man kann sich denken, dass angesichts dieser Sachlage von dem Begeisterungsrudel, der in London und Washington aufgrund des Moskauer Kommuniqués inszeniert wurde, nicht mehr viel übrig geblieben ist. Die anglo-amerikanische Presse ist auf Moll abgestimmt. In den Vereinigten Staaten erheben die Bischöfe Einspruch gegen das Überhandnehmen des bolschewistischen Einflusses nach der Moskauer Konferenz. Die USA-Blätter beschreiben sich darüber, dass die amerikanischen Schiffe, die bis oben hin vollgepfropft mit Kriegsmaterial und Lebensmitteln in die sowjetischen Häfen geschickt werden, ebenso bis oben hin vollgepfropft mit Propagandamaterial von dort zurückkehren. Die bolschewistische Presse führt zudem augenblicklich den anglo-amerikanischen Bundesgenossen gegenüber eine Sprache, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt, und die Routiniers der englischen Diplomatie, die sich bei dem Manöver mit den Krenl-Gewaltigen wundert wie schlaue Vorkamen, sitzen nun da wie die betäubten Lohgerber, denen die Felle weggeschwommen sind. Der grosse Katzenjammer fängt an.

Nicht nur aus allen neutralen Staaten, sondern auch und vor allem aus den von unseren Truppen besetzten Gebieten Europas kommen Nachrichten, dass die bisherige Schadenfreude über unsere militärischen Rückläufigkeiten an der Ostfront einer allgemeinen Besorgnis Platz gemacht hat. Im Bereich des Generalgouvernements stehen mittags bei der Verlesung des OKW-Berichts Massen von Menschen vor den in den Strassen aufgestellten Lautsprechern, und die Gesichter werden länger und länger, wenn von Erfolgen der Sowjets die Rede ist. Die Polen wissen ganz genau, was ihnen blühen würde, wenn die deutsche Wehrmacht dem bolschewistischen Ansturm nicht gewachsen wäre, und dass sie in diesem Falle nicht einmal mit einem englischen Protesttelegramm rechnen könnten. Die Entwicklung läuft also haargenau so, wie wir sie vorausgesagt haben. Wer gestern noch frohlockte, ist heute von Angst erfüllt. Die Sowjets werden selbstverständlich keine Sekunde zögern, ihre politischen und territorialen Forderungen mit ihren militärischen Erfolgen in Übereinstimmung zu bringen. England und die USA haben das Verbrechen begangen, sie hoffähig zu machen und als dominierenden Partner in die internationale Politik einzuführen. Aus dem passiven Hilfsmittel der anglo-amerikanischen Kriegsführung ist nun ein selbstständiger militärischer Faktor geworden. Das Kernproblem dieses Krieges ist damit blossgelegt.

In London und Washington wagt man es kaum noch, eine solche Beweisführung damit abzutun, dass man erklärt, wir müsten das bolschewistische Schreckgespenst an die Wand, um Proselyten zu werben. Dazu ist die Situation selbst für die Feindmächte des Westens viel zu ernst geworden. Man hört auch nichts mehr davon, dass, wenn die deutsche Wehrmacht des Bolschewismus nicht Herr würde, englisch-amerikanische Divisionen das besorgen würden. Diese werden nicht einmal mit einem ganz geringen Teil unserer Streitkräfte in Süditalien fertig, wie also sollten sie das Wunder zuwegebringen, den militanten Sowjetismus in Schach zu halten, wenn die deutsche Wehrmacht ihm im Osten unseres Kontinents mit ihrem weitaus überwiegenden Bestand nicht mehr mit Erfolg die Stirne bieten könnte? Diese Frage ist so klar und eindeutig, dass sie sich selbst zu beantworten scheint. Als unsere Truppen im Osten vormarschieren, wollte Europa nicht glauben, dass sie auch für sein Weiterleben kämpften. Nachdem sie rückläufige Bewegungen durchführen mussten, ist ihm das allmählich klar geworden.

Denn die Alternative, die sich daraus ergibt, ist allzu einleuchtend. Von England und den USA hat unser Erdteil gar nichts mehr zu erwarten. Selbst wenn sie wollten, sie könnten ihm nicht helfen. Aus eigener Kraft ist er ohne uns nicht in der Lage, so viel Macht zu entwickeln, dass er seine Existenz dem Ansturm aus dem Osten gegenüber sicherstellen könnte. Es bleibt also nur noch das militärische Potential des Reiches zu seinem Schutze übrig. Würde dieser Wall durchbrochen, dann wäre Europa verloren. Aber nicht nur das: auch England und die USA gingen in diesem Falle einer dunklen Zukunft entgegen, die über kurz oder lang im Bolschewismus enden würde. Ganz abgesehen vom Fehlen jener militärischen Machtmittel, die ausreichen würden, einen dann siegreichen Sowjetismus in Schach zu halten, mangelt es ihnen vor allem an der geistigen und politischen Widerstandskraft, um sich des Ansturms der bolschewistischen Anschauungswelt mit Erfolg zu erwehren. Vor einigen Tagen schrieb der englische Kommunistenführer Pollit, was sich 1917 in Russland ereignet habe, könne sich bald auch in England ereignen. Was ist dem noch hinzuzufügen?

Die Lage, in der sich Europa augenblicklich befindet, kann nur als tragisch bezeichnet werden. Eine bolschewistische Schmutzwelle aus den Steppen des Ostens brandet gegen seine schützenden Delche an, und es



Vor 20 000 Offiziersanwärtern sprach der Führer. Unbedingte Siegesgewissheit sprach aus seinen Worten. Er forderte von jedem letzten Einsatz und Treue zu seinem Volk.

bedarf der Aufbietung aller Kraft der deutschen Waffen, einen Dammbruch mit seinen unabsehbaren Folgen abzuwenden. Die von diesem Dammbruch ebenso wie wir bedrohten Völker Europas stehen entweder resignierend beiseite oder schauen bestenfalls wie hypnotisch gebannt auf die Gefahr, ohne etwas zu ihrer Behebung zu tun. Jedes Land weiss, dass es um sein Leben geht. Die nationale Existenz aller Völker unseres Kontinents ist in gleicher Weise in Frage gestellt. Keines von ihnen könnte sich dem Wirbelsturm, der als Folge eines ungebrochenen militärischen Vormarsches der Sowjets auf unserem Erdteil ansetzen würde, entziehen. Hier und da gibt es kleine Menschengruppen, die noch auf eine englisch-amerikanische Hilfe und Rettung hoffen. Aber ihre Hoffnung ist auf Sand gebaut. Wie oft müssen wir es noch wiederholen, dass die deutsche Wehrmacht an der Ostfront heute die letzte Verteidigungslinie für alle europäischen Völker darstellt und dass eigentlich jeder Franzose, jeder Italiener, jeder Schwede und jeder Schweizer unseren Soldaten auf den Knien danken müsste, dass sie die Länder unseres Kontinents durch ihren Kampf und durch den Einsatz ihres Lebens vor einem Schicksal bewahren, über das nach seinem Vollzug den toten Mündern von ungezählten Millionen Menschen nicht einmal mehr eine Klage erlaubt wäre?

Mancher nüchterne Betrachter mag sich wohl hin und wieder die Frage vorlegen, wie eine solche Lähmung der geistigen Widerstandskraft bei Völkern, die unmittelbar von diesem Schicksal bedroht sind, überhaupt zu erklären sei. Es handelt sich hier um ein Zusammentreffen von Mangel an Einsicht, Überheblichkeit und Feigheit. Man sucht der Auseinandersetzung so lange zu entgehen, bis es einmal zu spät sein könnte. So handelten auch die parlamentarisch-bürgerlichen Parteien der Novemberrepublik, als sie glaubten, man werde der Welle der Anarchie durch Faktieren, gütliches Zurufen und andere Mittel der Besänftigung Herr. Auch da waren die Kommunisten die politischen Kinder, die man grossväterlich an die Hand nehmen wollte, bis sie plötzlich die Faust erhoben und eines Tages über dem Land der drohende Schatten einer roten Revolution stand. Wäre damals der Nationalsozialismus nicht dazwischentretreten, so hätte es für Deutschland kaum noch eine Rettung gegeben. Was er in den Jahren vor der Machtübernahme für das Reich war, das ist heute die nationalsozialistische deutsche Wehrmacht für Europa; die letzte Barriere gegen die Anarchie. Würde diese niedergelegt, dann gäbe es kein Halten mehr gegen den Erdrutsch, von dem unser Kontinent bedroht ist.

Die Klarheit dieser Einsicht vermittelt nicht nur ein Gefühl von Sorge, sondern auch ein solches von Kraft. Die Fragestellung Europas ist so scheidend und kategorisch aufgeworfen, dass es davor kein Zurückweichen mehr gibt. Wenn ein Konflikt von so gewaltigen Ausmassen seinem dramatischen Höhepunkt zueilt, dann liegt in diesem Umstand allein auch bereits ein Stück seiner Lösung. Schon verschiedentlich in seiner wechselvollen Geschichte hat unser Kontinent vor einer so grausamen Alternative gestanden, und jedesmal handelte es sich dabei für ihn um Leben oder Tod. Ja, die Gefahr seines Verlöschen war bereits einmal viel unmittelbarer, zwingender und drohender gegeben, als das heute erst der Fall ist. Und jedesmal war es das im deutschen Volk repräsentierte Germanentum, das in der letzten entscheidenden Stunde in die Bresche sprang und Europa die Hand zur Rettung bot. So wird es auch diesmal sein. Nichts liegt uns ferner, als diesen gewaltigen Krieg als eine Art von elementarem Naturereignis resignierend oder apathisch hinzunehmen. Im Gegenteil, wir bemühen uns mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln, ihn unter unserer Kontrolle zu halten, und so oft er auch versuchen mag, sich dieser zu entziehen und seine eigenen Wege zu gehen, es wird ihm auf die Dauer nicht gelingen. Die Mächte der Ordnung werden am Ende auch diesmal stärker sein als die Mächte der Anarchie.

Noch jedesmal hat es sich in diesem gigantischen Ringkampf gezeigt, dass so schwer die Belastungen auch sein mochten, denen unser Volk dabei ausgesetzt wurde, es auch immer wieder die Kraft fand, sie zu ertragen und sich unter ihrer drückenden Qual zu behaupten. Das kann auch nicht anders sein. Denn dieser Krieg ist ein Schicksalskampf, bei dem viel mehr auf dem Spiel steht, als wir heute überhaupt zu ahnen vermögen. Auch vor der Machtübernahme haben nur wenige von uns gewusst, worum es dabei in der tiefsten Tiefe ging. Sonst aber gleichen wir dem Reiter über den Bodensee, und der Schauder fasste uns erst an, als wir unseren Fuss wieder auf das rettende Ufer gesetzt hatten. Diesmal ist es nicht anders. Man kann nur Mitleid empfinden mit jener Art von kleinbürgerlicher politischer Publizistik in gewissen europäischen Ländern, die sich in engherziger Kritik am Nationalsozia-

53 Abschüsse bei Terrorangriff auf Berlin

Erfolgreiche deutsche Gegenangriffe - Wirkungsvoller deutscher Nachtangriff auf Bari

Aus dem Führerhauptquartier, 3. Dezember. — Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Infolge der anhaltend starken Regenfälle liessen die Kämpfe im Süden der Ostfront gestern an Heftigkeit nach. Nur in der Einbruchsstelle südwestlich Kremenchuk und im Raum Tscherkassy herrschte lebhaftes Kampftätigkeit. Es wurden 26 Sowjetpanzer abgeschossen.

Im Mittelabschnitt war der Druck des Feindes gegen unsere Stellungen im Raum von Gomel schwächer. In den zähen und erbitterten Abwehrkämpfen der vergangenen Tage haben hier die main-fränkische 4. Panzerdivision unter Generalleutnant von Saucken und die bayerische 296. Infanteriedivision unter Generalleutnant Kullmer bei schwierigsten Kampfverhältnissen alle Durchbruchversuche der Sowjets vereitelt.

Westlich Smolensk setzten die Sowjets ihre Angriffe fast ohne Unterbrechung fort und warfen neue Verbände in den Kampf.

In harten aber erfolgreichen Kämpfen wurden die Angriffe von 31 immer wieder anrennenden feindlichen Schützendivisionen und von starken Panzerverbänden blutig abgeschlagen.

Südwestlich und westlich Nowel machten die eignen Angriffe trotz zähen feindlichen Widerstandes weitere Fortschritte.

Von der übrigen Ostfront werden keine besonderen Ereignisse gemeldet.

An der süditalienischen Front lag auf unseren Stellungen im Westabschnitt während des ganzen Tages starkes Artilleriefeuer. Im Ostabschnitt führte der Feind zahlreiche starke Angriffe, die in erbitterten Kämpfen unter Abriegelung örtlicher Einbrüche aufgefungen wurden.

Über der gesamten Front herrschte lebhaft beiderseitige Fliegertätigkeit. Bei zahlreichen Angriffen britisch-nordamerikanischer Fliegerstaffeln wurden 16 feindliche Flugzeuge abgeschossen.

In der Nacht zum 3. Dezember griffen starke deutsche Kampfpliegerverbände den

feindlichen Versorgungstützpunkt Bari in Apulien an und verursachten durch Bombentreffer im Hafengebiet nachhaltige Zerstörungen. Nach bisher vorliegenden unvollständigen Meldungen wurden zwei Frachter versenkt. Zwei andere mit Treibstoff oder Munition beladene Schiffe explodierten nach Bombentreffern. Zahlreiche weitere Frachter erlitten erhebliche Beschädigungen.

Starke britische Bomberverbände unternahmen in der vergangenen Nacht einen neuen Terrorangriff auf die Reichshauptstadt. Die schlagartig einsetzende Luftverteidigung fügte dem Feind erhebliche Verluste zu. 53 der feindlichen Bomber wurden abgeschossen.

In Westdeutschland entstanden durch Bombenwürfe einzelner Störflugzeuge keine nennenswerten Schäden.

„Italienische Sozialrepublik“

Der italienische Ministerrat hat kürzlich unter dem Vorsitz der Duce eine Reihe einschneidender Gesetze und Massnahmen beschlossen. So führt der nationale republikanische Staat seit dem 1. Dezember endgültig den Namen „Italienische Sozialrepublik“. Die Fahne der italienischen Sozialrepublik ist die Trikolore mit dem Liktorenbündel an der Spitze der Fahnenstange. Die Kriegsflagge der Wehrmacht ist die Trikolore mit Fransen und einem Lorbeerband sowie dem republikanischen Liktorenbündel, einer Granate, einem Anker und einem Adler in der vier Ecken.

Von besonderer Bedeutung ist die Schaffung einer Einheitsfront der Arbeit, der Technik und der Künste unter Ausschluss des Kapitals sowie die Einführung eines einheitlichen Arbeitsbuchs.

Alle Kategorien von Arbeitern haben am 1. Dezember eine Lohnerhöhung von 30% erhalten mit Ausnahme derjenigen, die eine solche bereits im letzten Vierteljahr erhielten. Für die wichtigsten landwirtschaftlichen und industriellen Erzeugnisse werden im Laufe des Dezember neue Höchstpreise festgesetzt. Schliesslich werden Kunstwerke in jüdischen Händen erfasst werden, damit sie nicht verlorengehen.

Ein Schuss ging los...

Englische Granate in Boston — Randbemerkung zur Weltgeschichte

Ein englischer Zerstörer erschreckte dieser Tage, einer Reutermeldung aus New York zufolge, die einen gewissen Stolz auf diese Leistung aufrechten Britentums verleiht, die Einwohner der amerikanischen Stadt Boston durch einen scharfen Schuss. Eine Granate tauchte über die abendliche Stadt und schlug in einen Friedhof. Die Marinebehörden, so fährt die englische Meldung sachlich fort, hätten eine Untersuchung eingeleitet, um die Ursache dieser eigenartigen Beschussung zu ermitteln.

Für Kenner der englisch-amerikanischen Geschichte kann kein Zweifel bestehen: Es handelt sich offenkundig um eine kleine historische Rache für einen Vorgang, der sich vor genau 170 Jahren im Hafen der gleichen Stadt Boston abspielte. Damals waren amerikanische Bürger, die sich die Bevormundung und Aussaugung durch die englische Krone und die Londoner City nicht mehr gefallen lassen wollten, eine englische Teeladung ins Meer. Dies wurde der Anlass zum Ausbruch des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges.

Vielleicht stand an der 7,5-cm-Kanone des englischen Zerstörers ein Mann, der in Friedenszeiten als Privatdozent der Geschichte fungierte, oder ein Nachfolger jener englischen Teelhändler, die damals so schön provoziert und um ihre gerechten Gewinne gebracht wurden. Auf jeden Fall wählte die Granate den einzig richtigen Weg, indem sie, ohne einem Amerikaner Schaden zu tun, auf dem Friedhof landete. Dort, wo in Boston die vormalige englische Herrschaft über die heutigen Vereinigten Staaten von Nordamerika begraben liegt, ist infolge der letzten beiden Weltkriege noch sehr viel mehr von Englands ehemaliger Weltmachtstellung zu Grabe getragen worden. Sicher ist dort

noch für weit mehr Platz als für die Erinnerungen an 1773 und für die Überreste der englischen Granate von 1943.

„In jeder Weise schwer getroffen!“

Die Mehrzahl der Londoner Blätter veröffentlicht militärische Stellungnahmen zu den Niederlagen auf dem Dodekanes. Die Blätter machen kein Hehl daraus, dass die Gegner Deutschlands in jeder Weise schwer getroffen worden seien. In Italien, so erklärt der Militärkritiker Kapitän Liddell Hart in der „Daily Mail“, sei die anglo-amerikanische Offensive „im Dreck“ stecken geblieben, und zwar bevor schlechtes Wetter „sie zäh leimte“. An der Ostfront hätten die Deutschen gegen den Kiewvorsprung einen sehr schweren Schlag geführt, der die meisten Leute belehrt habe, die viel zu leichtfertig waren und diesen als unmöglich ansahen. In der Ägäis aber seien die Alliierten einfach aus dem Gleichgewicht gebracht worden und hätten einen Rückschlag von beträchtlicher strategischer, politischer und psychologischer Bedeutung erlebt. Hier habe man sich von Anfang an in ein Abenteuer gestürzt. Der Fall Leros sei ein Schock für die weit verbreitete Selbstzufriedenheit.

Die Folgen der Niederlage, bemerkt Strukturator in der „Sunday Times“, gingen sehr tief. Die Deutschen hielten ihre Gegner mit Hilfe einer Kette von Inselstützpunkten aus dem Balkan heraus. Heute räche es sich, dass man Gelegenheiten verpasste und nur Massnahmen ergriff. Man habe sich die Finger verbrannt und den lobenden Preis verloren.

In der Ägäis, meint Generalleutnant Martin, der Militärkorrespondent des „Daily Telegraph“, habe man dafür bezahlen müssen, dass man bedauerlicherweise in veraltete Methoden der Kriegführung verfiel.

lismus erschöpft, der aber dabei jedes Gefühl für die Tatsache abgeht, dass selbst, wenn ihre Ausstellungen am Reich, seiner Politik und Kriegführung in vollem Umfange zuträfen, sie trotzdem verblissen müssten vor den gewaltigen geschichtlichen Aufgaben, die dasselbe Reich, fast ganz auf sich allein gestellt und nur seiner eigenen Kraft vertrauend, in einem fast mythischen Opfergang erfüllt.

Man wäre versucht, diesen Krieg den tragischen zu nennen, wenn man nicht bis in die tiefste Tiefe der eigenen Urteils- und Empfindungskraft davon überzeugt wäre, dass er aus den Niederungen der gegenwärtigen Irrungen und Wirrungen auch wieder auf die Höhen eines schöneren, edleren und vor allem gerechteren Friedens führen würde. Ständen wir nicht schützend dazwischen, so gleichen die Völker Europas heute nur noch jenen polnischen Offizieren im Lager von Katyn, die einer hinter dem anderen den Genickschuss empfingen und bis zum letzten Augenblick stillhielten in der eiteln Hoffnung, dass gerade bei jedem einzelnen von ihnen persönlich das Massaker aufhören würde. Sie haben es wahrscheinlich nicht verstanden, warum sie so elend sterben mussten, und fielen doch als Opfer der Unvernunft und Kurzsichtigkeit eines Staatengebildes, das da geglaubt hatte, das Löschen eines Weltenbrandes unterliege genau so der freien Willensbestimmung der Menschen wie sein Entzünden. Aber wer hat hier noch die Hoffnung, dass man die Völker mit Worten zur Einsicht bringen könnte! Sie sind nur durch Tatsachen zu überzeugen.

Unsere Aufgabe soll es also sein, diese Tatsachen so zu gestalten, dass sie zu einem neuen Leben und nicht zur Auflösung der menschlichen Gesellschaft führen. Unermüdet wollen wir am Werke sein, kämpfen und arbeiten und keine Stunde vergessen, dass es jetzt auf alles ankommt und dass das, was wir in der Gegenwart versäumen, in keiner Zukunft mehr nachgeholt werden kann. Der Kampf um den Dnjepr ist genau so ein Kampf um Europa, wie der Kampf um die Wolga ein solcher gewesen ist. Vor einem Jahr konnten die Völker unseres Kontinents ihm noch mit gelangweiltem Interesse zuschauen. Heute ist ihnen das nicht mehr erlaubt. Die deutschen Grenadiere, die in den Stellungen im Kampfgebiet um Kriwoj Rog und Kiew stehen und fechten und sich täglich erneut dem wilden Ansturm des Bolschewismus entgegenwerfen, verdienen wenigstens die leidenschaftliche Anteilnahme aller der Völker, die ohne ihr Dazwischentreten schutzlos der Sturzweille aus den Steppen des Ostens preisgegeben wären.

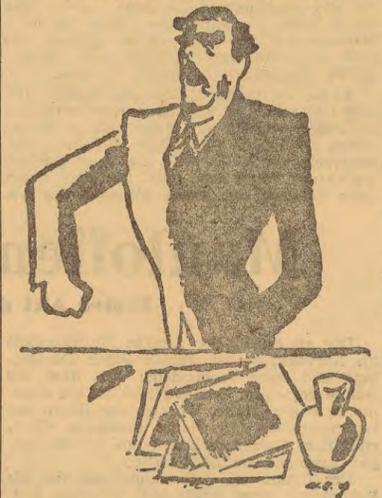
Wenn die Gegenwart sie ihnen aus blindem Unverständnis vorenthält, die Zukunft wird sie ihnen nicht verweigern können. Denn sie wird nur aus ihrem Heldentum ihr Leben gewinnen. Die bange Frage, die heute über der Menschheit lastet, die nach Leben oder Tod, findet nur durch sie eine Antwort. Es ist die Antwort eines männlichen Entschlusses, der auch in schwersten Krisen und unter stärksten Belastungen unwandelbar bleibt und deshalb auf dem Höhepunkt des europäischen Dramas zum Triumph eines grossen und stolzen Sieges führen wird.

Hinter dem ganzen Pharasenschwall, mit dem die Feindpresse die Konferenz von Kairo und das recht magere, dafür aber umso grossmäuliger Kommuniqué begleitet, verbirgt sich nur schwer die grosse Sorge Englands, der USA und Tschungskings

Mauloffensive vom grünen Tisch

(Fortsetzung von Seite 1)

Hinter dem ganzen Pharasenschwall, mit dem die Feindpresse die Konferenz von Kairo und das recht magere, dafür aber umso grossmäuliger Kommuniqué begleitet, verbirgt sich nur schwer die grosse Sorge Englands, der USA und Tschungskings



EDEN: „Unter uns, der Hunger in Indien tut seine Pflicht! Ausserdem, wir müssen uns demnach spontan moralisch entrüsten. Ich werde am Persischen Golf Sklavenhandel feststellen lassen! Zur strengen Untersuchung dieser Fälle sind bereits einige unserer besten Erdöl spezialisten unterwegs.“

über die Kriegslage im Fernen Osten. Das grosse Aufgebot von Stabsoffizieren, die man wohl nicht besser zu verwerten weiss, soll scheinbar die Konferenzgewaltigen über ihre Niederlagen hinwegtäuschen und ihnen nach aussen hin den Rahmen für ihr Bluffschaukel geben, das ihnen als Ersatz für die militärischen und politischen Erfolge, die sie alle drei dringend brauchen, dienen muss.



Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an:

- Major Ernst Reh m, Kommandeur einer Panzeraufklärungs-Abteilung;
- Hauptmann Walter Westenberger, Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment;
- Hauptmann Franz Sternbach, Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment;
- Hauptmann d. R. Werner Pietsch, Kompaniechef in einem Panzer-Regiment;
- Oberleutnant d. R. Helmuth Ott, Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment;
- Oberleutnant d. R. Ernst Zeller, Batterieführer in einem Artillerie-Regiment;
- Leutnant Hans Haselbach, Flugzeugführer in einem Kampfgeschwader;
- Unteroffizier Leopold Poschusta, Zugführer im Füsilier-Regiment „Grossdeutschland“.

Von den Kämpfen bei uns

Erfolgreiche Gegenangriffe bei Nowel

Bei sehr ungünstigen Wetterverhältnissen wurden im Kampfraum um Nowel eigene Angriffsunternehmen vorgetragen. Trotz verstärkter Abwehr des Feindes wurden die gesteckten Ziele erreicht. Die eigenen Stellungen konnten dadurch wesentlich verbessert werden. Die feindlichen Bereitstellungen wurden rechtzeitig erkannt und mit Störungsfeuer belegt. Bei den Angriffen wurden hunderte von Gefangenen eingebracht. Die blutigen Verluste der Bolschewisten betragen ein Vielfaches der Gefangenzahl. 36 Panzer und 4 Sturmgeschütze wurden abgeschossen, 10 schwere Pak vernichtet. Als Beute fielen 2 unzerstörte Panzer vom Typ 34 in unsere Hände, ausserdem zahlreiche Pak, Granatwerfer, Maschinengewehre und andere Waffen.

Sie muten der Welt sehr viel Einfalt und Torheit zu, wenn sie in Kairo verkünden, dass sie „umgeben von der grössten Versammlung militärischer und politischer Chefs, die je zusammengetreten ist, den Siegesplan über den Pazifik verkünden. Woher sie den Mut nehmen, von Sieg zu reden, ist nicht erfindlich. Er sei denn, dass sie ihn aus der Verzweiflung schöpfen.

Es bedarf keiner Sehergabe, um zu wissen, welches die Hintergründe der Kairoer Konferenz waren. Tschiangkai-schek sieht sich dem drohenden militärischen und wirtschaftlichen Zusammenbruch Tschungskings gegenüber. Roosevelt versucht nun, um jeden Preis ein Ausseren Tschungskings aufzuhalten. Er weiss, dass ein solches Ereignis für ihn eine militärische und politische Niederlage allergrössten Ausmasses bedeuten würde, die er sich im Hinblick auf den Wahlkampf um die neue Präsidentschaft nicht leisten kann.

In ihrer Verranntheit aber setzen sich die drei selbst der Lächerlichkeit der Welt aus, wenn sie in einem Augenblick, wo ihre ganze Pazifikstrategie zusammenzuberechen droht, die Forderung nach der „bedingungslosen Kapitulation Japans“ aufstellen. Nur Hohngelächter wird ihnen aus Japan darauf antworten. Nicht minder lächerlich und grotesk mutet es ferner an, wenn die Maulhelden von Kairo in einem Zeitpunkt, wo sich die ostasiatischen Nationen unter der Führung des siegreichen Japans zu einer Neuordnung des ostasiatischen Raumes, in dem sie die langsehnte Freiheit und Selbständigkeit erlangen, zusammenfinden, die „Befreiung ostasiatischer Gebiete“ als ihr Kriegsziel proklamieren. Ein englischer Kommentator plaudert aus des Schule, wenn er sagt, dass „praktisch alles, was eine Nation für Krieg oder Frieden braucht, in überreichem Masse in Ostasien vorhanden ist“. Die Rohstoffe also, die Metalle, die Kohle, das Öl, der Gummi, Baumwolle, Reis, Seide und was sonst noch alles an Werten die Gebiete des Fernen Ostens bergen, haben es ihnen angetan. Die sogenannte „Befreiung der Völker“ ist nur eine plumpe Agitationsphrase, um die man ja im Feindlager niemals verlegen ist.

Die Unsinnigkeit der Forderungen in Kairo wird nur verständlich, wenn man sie als den Ausdruck höchster Verzweiflung ansieht.

Alles was wir brauchen, aus dem Meere

Erdöl und Metalle vom Grund — Textilien aus Meeresalgen

Einst wollten die Alchimisten mit dem sagenhaften Stein der Weisen das Meer in reines Gold verwandeln, heute hat uns das sachliche Ergebnis einer mühevollen Forschung einen neuen Stein der Weisen geliefert, der uns das Meer als wahre Goldgrube erkennen lässt. Sie schenkt uns fast alles, was wir zum Leben benötigen, in reichem Überfluss. In kluger Voraussicht sorgt der ewige Kreislauf der Natur dafür, dass nichts verloren geht und was in Jahrhunderten und Jahrmillionen aus dem Boden, aus der Luft oder auch von Menschenhand scheinbar achlos „ins Wasser geworfen wurde“, hat sich als wertvollste Bestandteile in den Weltmeeren angereichert und wartet nun auf die Hebung durch den Menschen. Die Erforschung des Meeres, an der neben der Forschung auch die skandinavische Forschung massgeblich beteiligt ist, hat den sicheren Nachweis erbracht, dass nahezu alle notwendigen Lebensgüter in ungeheuren Mengen im Meer enthalten sind. Ihre Gewinnung ist heute kein unlösliches Problem, die Arbeit daran aber eine lebenswichtige Zukunftsaufgabe. Wie unermesslich der Reichtum des Meeres ist, mag die Feststellung beweisen, die der dänische Forscher Prof. Krogh jüngst getroffen hat, indem er nachweisen konnte, dass sich im Meerwasser gebundener Kohlenstoff und Stickstoff in einer Menge von 4 Gramm Kohlenhydrate und 1,5 Gramm Eiweiss je Kubikmeter befindet. Das bedeutet, dass allein der Gehalt

des Atlantik an diesen Stoffen dem Gesamtnährwert entspricht, der in 20 000 Weltentenen Weizen enthalten ist.

Millionen Tonnen Phosphat auf dem Meeresgrund

Dass Metalle in den Meeren enthalten sind, ist schon lange bekannt. Der neueren Forschung blieb es vor allem vorbehalten, festzustellen, welche Metalle und in welchen Mengen sie vorhanden sind. Ein deutsches wissenschaftliches Institut hat jüngst nachweisen können, dass in 1 Kubikmeter Meerwasser 1490 Milligramm Fluor, 200 mg Rubidium, 70 mg Lithium, 50 mg Jod, 15 mg Arsen, je 5 mg Kupfer und Zink, 0,3 mg Silber und 0,004 mg Gold enthalten sind. Skandinavischen Forschungen verdankt man eine weitgehende Kenntnis der metallischen Vorkommen im Meere. So kommen in relativ grössten Mengen zwischen 400 bis 2000 mg je im Meerwasser vor: Aluminium, Fluor, Silizium und Stickstoff-Nitrate.

Wenn es auch nur geringe Mengen sind, die in einer Tonne Meerwasser vorkommen, so liegen dafür wie die jüngste Forschung festgestellt hat, allein 75 Millionen Tonnen Phosphate und 250 Millionen Tonnen Nitrate auf den Meeresböden. Wie Nis Petersen, Kopenhagen, mitteilt, haben neue ozeanographische Untersuchungen ergeben, dass sich unter dem Meerwasser bedeutende Erdvorkommen befinden, die praktisch in Betrieb

genommen werden könnten. Wenn wir diese untermeerischen Erdvorkommen einmal mit berücksichtigen, kommen wir zu einer völlig veränderten Erdölbilanz, die besagt, dass die Erdvorkommen noch für unermessliche Zeiten jeden Bedarf decken.

Fische als Metallträger

Zu dem Metallvorkommen im Meerwasser hat der schwedische Gelehrte Prof. Nodack, Stockholm einen recht interessanten Beitrag geliefert. Es ist bekannt, dass die Meerestiere, insbesondere die Fische, die im Meerwasser vorkommenden Metalle aufnehmen. Prof. Nodack hat nun in jahrelangen Versuchen die Gewichtsmengen an Schwermetallen bei den verschiedenen Fischen festgestellt. Es hat sich dabei gezeigt, dass bestimmte Beziehungen zwischen der Menge der einzelnen Schwermetalle im Wasser und dem Vorkommen in den Fischen bestehen. Zink und Eisen sind die Schwermetalle, die in grössten Mengen in den Meerestieren vorkommen, während Gold in kaum mehr feststellbaren Mengen in Fischen anzutreffen ist. Im einzelnen fand der schwedische Forscher in einem Kilogramm Fisch-Trockenstoff 330 mg Eisen, 140 mg Zink, 53 mg Kupfer, 43 mg Mangan, 30 mg Nickel, 12 mg Arsen und 11 mg Silber. Es waren demnach in 1 kg Fisch-Trockenstoff 643 mg oder gut ½ kg Schwermetalle enthalten. Welche Mengen das ergibt, zeigt am deutlichsten der jährliche Fischfang eines Landes. Prof. Dr. Poulsen hat eine solche Berechnung für Dänemark durchgeführt und kommt dabei zu folgenden Ergebnissen: In der jährlichen Fangmenge von 100 000 t Salzwasserfischen sind 13 000 kg Schwermetalle enthalten, und zwar 6600 kg Eisen,

2800 kg Zink, 1060 kg Kupfer, 860 kg Mangan, 600 kg Nickel, 240 kg Arsen, 220 kg Silber, 140 kg Titan, 100 kg Zinn, 80 kg Kobalt, 60 kg Kadmium, 32 kg Vanadium und rund 29 kg andere Metalle.

Die Salzgewinnung aus dem Meer ist uralt und wird auch heute noch, vor allem in der Bretagne, praktisch betrieben. Wir wissen, dass die Tonne Meerwasser durchschnittlich 35 g Salz enthält. Neben der Salzgewinnung ist die von Brom, Kupfer und Jod aus dem Meerwasser systematisch in Angriff genommen worden und wird vor allem an der Küste Frankreichs, Japans und Schottlands gepflegt. Der Rohstoff ist in diesen Fällen der gestrandete Seetang, der an den Atlantikküsten „geerntet“ wird. Während man bisher diese Algen des Meeres verbrannt hat, um dann Jod daraus zu gewinnen, ist man neuerdings dazu übergegangen, das Jod im Extraktionsverfahren unmittelbar aus den nicht veraschten Algen herauszuziehen. Dadurch hat man vor allem auch die organische Substanz des Seetangs erhalten, die ein geeignetes Appreturmittel für die Textilindustrie ist und einen guten Spezialleim ergibt. Nach deutschen chemischen Forschungen enthält die Alge neben Eiweisssubstanzen und Zellulose Mannit, Fukoidin und wasserlösliche Alginsäure, die der Zellulose nahestehen. Die neuesten Forschungen haben die Meeresalgen auch für die Herstellung von künstlichen Textilien erschlossen. Es hat sich dabei ergeben, dass die Alginatviskose sich leicht verspinnen lässt. So konnte man eine Kunstseide aus Meeresalgen gewinnen, die neben dem guten Aussehen sich durch Reissfestigkeit und Wasserbeständigkeit auszeichnet. Versuche mit Seetang in Kupferoxydammoniak gelöst sind noch nicht abgeschlossen, sollen aber

eine gute Kunstfaser erzielt haben. Jedenfalls darf man hier den Meeralgan noch eine grosse Zukunft voraussagen.

Algen als Nahrungsmittel

Zahlreiche Forscher sind bemüht, unter den 5000 Algenarten diejenigen herauszufinden, die sich als Nahrungsmittel besonders eignen. Fast alle Algen sind infolge ihres hohen Gehaltes an Eiweiss und Stärke ein hochwertiges tierisches Nahrungsmittel. Darüber hinaus hat vor allem Japan auch eine Reihe von Algenarten für die menschliche Ernährung eingesetzt. Auch für die Nahrungsmittelindustrie und die Pharmazie sind die Algen wertvolle Rohstoffe. Und nicht zuletzt dürfte die Alge als Düngemittel Verwendung finden. Nach Ansicht der deutschen Chemiker ist die Herstellung eines Futtermehls aus Meerestang durchaus möglich und führt auf diese Weise unseren Böden wieder die Stoffe zu, die das Wasser in Jahrtausenden ausgewaschen hat.

Dass das Meer ausserdem mit dem Fisch eine wesentliche Verbreiterung der Ernährungsgrundlage der Völker ermöglicht, bedarf keiner besonderen Erwähnung mehr. Die jüngst gelungene Isolierung von Fisch-eiweiss bedeutet eine wertvolle Ergänzung für technische Zwecke. Nachdem es gelungen ist, die Zellwollfaser zu animalisieren, hat man in dem Fisch-eiweiss einen wertvollen Rohstoff für die Wollgewinnung gefunden.

Herausgeber: Propaganda-Kompanie
Feldpostnummer 17007

Hauptgeschäftsführer: Leutnant Uwe Saas
Stellv. Hauptgeschäftsführer: Sonderführer (2) Fritz Redlin
Einsendungen sind zu richten an die Feldpostnummer 17007
Einsendungsweise sechsmal wöchentlich.

Erwin Sedding:

Spuk an der Orgel

«Um Gotteswillen, Mann, was ist geschehen? Du siehst ja aus wie der Tod!»
Kramp stülpte seine Mütze über den Turnagel, trat an den Küchentisch und setzte sich erschöpft auf den Hocker.

«Professor Zerrgiebel», sagte er, als glaube er selbst noch nicht daran, «Professor Zerrgiebel ist vor einer Stunde — gestorben!»

Frau Kramp presste ihre Hände ans Herz.

«Nein! Unser Herr Kantor! — Und ich habe hier in der Dämmerung nichtsahnend an meinem Strumpf gestrickt und mir vorgestellt, wie Ihr beide gerade in der Kirche —»

«Hast du noch 'nen Schluck Kaffee, Frau?»

Sie hörte gar nicht. Kramp fand etwas Kaffee in einem henkellosen Krug, kalt; er trank ihn aus.

Dann erzählte er:

«Ich sass auf meinem Lieblingsplatz, ganz hinten an der Seite der Orgel, weisst du, wo das Holz immer so komisch zittert, wenn man den Kopf dran lehnt! — Dauert nicht lange, Kramp! hatte der Professor mir zugelauscht, als wir uns begrüßten. Ich muss heute bald fort!»

«Er wollte nämlich nur noch etwas durchprobieren für das grosse Konzert! Ich war aber sehr müde, denn wir hatten nur die Notenbeleuchtung angezündet, und das fahle Scheinlicht von den grossen Fenstern blendete mich. Na, und so bin ich denn wohl 'n bisschen einjektiv!»

Der Alte sah in den Krug, dessen Boden der Kaffeerest bedeckte.

«Wann und warum ich munter wurde, weiss ich nicht!» fuhr er fort. «Die Orgel spielte wie vorher, — wenigstens schien mir das so. Bald aber merkte ich, dass es immer derselbe Klang war, den ich hörte! Kein ordentlicher Akkord, sondern mehr so — so'n Mischmasch von Tönen, verstehst du? — Ob der Herr Professor sich da nicht weiterfindet?» dachte ich erst verwundert. Ich wartete. Als das hässliche Gebrause aber überhaupt kein Ende nehmen wollte, da wurde mir doch ganz sonderbar zumute. Dann stand ich auf und ging an die Ecke vor.

Frau Kramp zog ihre Strickjacke fester um die Arme, als fröbe sie plötzlich.

«Was ich dort sah, wirst du dir ja nun bald selber ausmalen!» beendete der Küster seinen Bericht. «Aber dass er tot sein könnte, — nein, das merkte ich erst, als ich ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn rüttelte! Er war ganz vornübergefallen, der arme Herr Professor, und seine Stirn lag mitten auf den Tasten! — s'Herz!» hat der Doktor dann festgestellt; «er muss ohne Mucks weg gewesen sein!»

«Ein böser Tod!» seufzte die Frau kopfschüttelnd.

«Erlaube mal! Schmerzloser kann doch gewiss niemand —»

«Und doch sage ich dir: das war 'n böser Tod!» beharrte Mutter Kramp eigenartig. «Ein Mensch muss Zeit haben, seine Sach' zu beenden, — ganz gleich, was! Wenn aber einer abberufen wird wie der Professor Zerrgiebel — ihre Stimme wurde dunkel — — wir werden uns widersprechen, Mann; dem lässt es keine Ruh im Grabe!»

Vierundzwanzig Stunden später fand auf Veranlassung des Stadtrats Bitter in derselben Kirche eine Gedächtnisfeier für den Verstorbenen statt, dessen bereits geschlossener Sarg, über und über von Blumen bedeckt, vor dem Altar niedergestellt war.

In dem mit Tannengrün verschwendertisch ausgestatteten Mittelschiff drängten sich die Menschen. Mochte dieser oder jener aus neugierigem Schauer gekommen sein, den Raum zu sehen, in dem der grosse Künstler vor seinem Instrument zusammengebrochen war, so hatte die meisten doch der ehrliche Schmerz zusammengeführt um den prächtigen, erst vierzigjährigen Menschen und in noch viel höherem Masse natürlich der Schmerz um den Organisten, den um seines tiefempfundenen Spieles willen seit Jahren ein Strahlenkranz von Bewunderung umgab.

So ähnlich hatte sich der Stadtrat in seiner Abschiedsansprache ausgedrückt, bis oben, auf der Empore, leise wie aus Wolkenhöhen, der Chorgesang einsetzte. Die Kerzen am schwarzen Katakataflimmerten, Frau Kramp wandte sich flüsternd zum Ohr ihres Mannes und —

«Hör auf!» gab dieser ärgerlich zurück und drehte sich fort. «Dein dummes Gemurre hat mich schon den ganzen Tag verrückt gemacht. Ich will kein Wort mehr hören, nicht eine einzige Silbe, Schluss!»

Gegen elf Uhr — das Küsterpaar lag schon zu Bett — wurde an der Haustür geläutet. Kramp machte Licht, zog seine Niedertrieder an und schlurfte hinaus.

«Wer war's?» forschte die Frau, als er zurückkam und sich anzukleiden begann. «In der Kirche soll was nicht in Ordnung sein», murmelte er. «Der Herr Stadtrat steht draussen, ich soll noch mal mitgehen!»

Auf der Strasse schneite es in dünnen, kristallinen Flocken.

«Sagen Sie mal, Kramp», begann Dr. Bitter sofort, «haben Sie heute nach der Zerrgiebel-Feier alles ordnungsgemäss zugehört? Ich meine, wir niemand mehr in der Kirche, als Sie fortgingen?»

«Bestimmt nicht, Herr Stadtrat! Aber vielleicht erklären Sie mir —»
«Erklären!» knurrte der, das Kinn tief im hochgeschlagenen Mantelkragen. «Wenn einer das erklären könnte, brauchte ich Sie nicht aus den Federn zu holen!»

Der Weg war kurz. Schon an der nächsten Ecke übersah Kramp die Hauptstrasse und erblickte das schmiedeeiserne Portal der Kirche, vor dem zahlreiche Menschen in Gruppen beieinander standen. Ja, und dann — er fuhr sich mit seinem Rockärmel über die Augen — dann sah er, dass sämtliche Kirchenfenster rötlich erleuchtet waren!

«Mit hallosten Knien folgte er dem Vorangehenden über die schwarz blinkenden Strassenbahngeleise.»

«Hören Sie es?» sagte jemand. «Er spielt!»
Kramp hörte nichts: ein Auto lärmte vorbei, Erst als die Geräusche des Motors leiser klangen, erreichte der grässliche Ton seine Ohren: Dieses Summen, das gegen alle

Vernunft war, und das doch ohne jeden Zweifel von der Orgel kam!

«Los! Aufschliessen! Wir müssen hinein!» sagte der Stadtrat mit einer Stimme, die etwas zu forsch klang, um echt zu wirken.

Der Schlüssel klarrte. Kramp dachte an die Leiche, die er gestern von der Orgelbank gezogen hatte. Seine Kinnbacken schlugen.

Ein Schutzmann war da; dem gebührte der Vortritt, Hinter Dr. Bitter und Kramp folgten zwei, drei beherzte Fremde. Wieder knarrte ein Schloss, rauschend stürzte Musik den Eindringenden aus dem kümmerlich erhaltenen Vorgewölbe entgegen, — die Treppe nach oben war dunkel.

«Erst mal Licht!» verlangte der Stadtrat. Kramp schaltete an der Tafel, bis alle Hebel aufgedreht waren.

«Und nun wollen wir weiter sehen!» sagte der Polizist, und stieg polternd die Stufen zur Empore hoch.

Kramp, von Grauen überwältigt, war überzeugt, den Geist des toten Organisten vor der Orgel zu finden, wo er sein abgebrochenes Stück zu Ende spielte. Aber da er über die Schulter seines Vordemannes lugte, erkannte er immerhin, dass die Bank leer war!

Zu fünf umstellten sie das gespenstische Instrument, stumm, kopfschüttelnd, und überlegten. Bis Stadtrat Bitter, als erster, endlich das erlösende Wort sprechen konnte:

«Da haben wir's!»

Als der Küster nach Hause kam, fand er seine Frau natürlich noch auf.

«Nun —?» drängte sie. «Hat der Professor —?»

«Er nicht, aber du», gab Kramp grob zurück. «Wenn ihr abergläubischen Leute bloss einschalten, dass der Spuk immer von dem ausgeht, der ihn macht! — Denn hättest du mir diesen ganzen Blödsinn nicht eingeredet — — bin ich früher jemals so kopflos gewesen, dass ich mir keine Zeit genommen hätte, die Notenbeleuchtung und das Orgelwerk auszuschalten, he?»

«Hat denn die Musik —?»

«Ach, Musik!» schimpfte Kramp, während er sich die Schuhe auszog. «Von draussen, wo jeden Augenblick der Strassenlärm dazwischenkam, konnte einer vielleicht denken, es spiele wer! Was aber war in Wirklichkeit? Ein Choralbuch, das auf die Tasten heruntergerutscht war, weil wir den Notenständer der Orgel mit einer dicken Girlande umwickelt hatten!»

Eine USA.-Geschichte / Von Alexander Keller

Versicherung gegen Feuer

Alfred Bryan, einer der Chefs der Calumet- und Hecla-Kupfermine, an der Grenze zwischen den USA. und Kanada gelegen, war schlechter Laune, als er an einem Freitag sein Büro im Kupferhaus in Laurium betrat. Knapp nach ihm kam Kennedy, sein erster Sekretär, ins Zimmer und blieb, etwas erstaunt, bei der Tür stehen. Er hatte seinen Chef, der auf Urlaub gewesen war, noch nicht zurück erwartet. «Was gibts?» fragte Bryan ungeduldig. «Legen Sie nur los. Ich habe gute Nerven...»

Kennedy breitete ein Blatt Papier auf den Schreibtisch und begann mit eintöniger Stimme zu lesen: «Am 2. Juli Feuer im Stollen 4, am 17. im Stollen 6, am 21. Juli Grossfeuer im Stollen 7, einen Tag später Grossfeuer im Stollen 11... Ich will Sie nicht mit Zahlen füttern, Mister Bryan. Kurz und gut — im August hatten wir neun Feuer, im September sechzehn. Das würden wir zur Not noch aushalten, denn wir haben Reserven — aber die Arbeiter wollen nicht mehr. Sie wissen doch, dass wir bei Ausbruch eines Feuers den betroffenen Stollen sofort vermauern oder ersaufen. Kein Arbeiter weiss, wenn er einfährt, ob er auch wieder lebend herauskommt...»

Bryan unterbrach. «Ich bin im Bilde. Sind alle Massnahmen getroffen worden, um Feuer zu verhüten?»

«Alles», entgegnete Kennedy fest.

«Wie sind die Feuer entstanden?»

«Gelegt», entgegnete der Sekretär. «Zwei Brandstifter haben wir erwischt und sie der Polizei übergeben, aber sie wurden unerklärlicherweise während des Abtransportes betäubt. Dabei wurden zwei Polizisten von unbekanntem Angreifer getötet, sechs verwundet. Einer der beiden Leute hat gesprochen. Wir wissen es jetzt genau — die eigentlichen Brandstifter sitzen in New York, 42, Broadway. Ich kann Ihnen auch einen Namen nennen: W. G. Rockefeller.»

Bryan lachte. Es klang nicht echt. «Das liegt in der Familie, Kennedy, J. D. Rockefeller hatte die Gewohnheit, die Tanks seiner Widersacher anzuzünden — W. G. lässt Kupferstellen abbrennen... Was will er?»

«Unsere Minen», entgegnete Kennedy sachlich. «Er hat nach und nach 25 Kupferminen verschluckt — überall wurde mit Feuer vorgegangen. Nun sind wir an der Reihe. Er wird so lange unsere Stellen anzünden lassen, bis wir zusammenbrechen.» Nach ein-

Jugendfrei!



«Seit ich neulich mit ihm in dem Eskimo-Film war, will er nur noch so getragen werden.»

Pferde gegen Pferde

Vor der Belagerung von Kolberg hatte Ferdinand von Schill von den Franzosen vier prächtige Pferde erbeutet, die für den Kaiser Napoleon bestimmt gewesen waren. Da dem Korsen an diesen Pferden offenbar viel lag, bot er dem preussischen Major schriftlich 1000 Taler Vergütung für jedes Pferd, adressierte das Schreiben aber an den

«Rüberhauptmann Schill.»

Darauf antwortete dieser umgehend: «Mein Herr Bruder! Dass ich Ihnen vier Pferde genommen, macht mir umso mehr Vergnügen, als ich aus Ihrem Brief ersehe, welche einen hohen Wert Sie darauf legen. Gegen die angebotenen tausend Taler kann ich sie jedoch nicht zurückgeben. Wollen Sie aber die vier Pferde, welche Sie vom Brandenburger Tor in Berlin wegzerraubt haben, wieder zurück geben, so stehen die Ihrigen Ihnen unentgeltlich zu Diensten.»

Ferdinand von Schill.

Rudolf Schwanneke:

Ein seltsamer Steckbrief

Es war zu jener Zeit, als die Landstrassen noch unsicher waren durch allerhand fahrendes Volk: Zigeuner, Vagabunden und Landstreicher, vor denen man gut tat, die Hoftüre zu verschliessen.

In einem Dorf im Hannoverschen benutzten zwei Landstreicher an einem Frühlingstag, als jung und alt, Männlein und Weiblein ins Nachbardorf zum frühlichen Vogelgeschossen gewandert waren, die Gelegenheit, einigen Bauernhöfen ihren unliebsamen Besuch abzustatten. Was sie an Wäsche, Silber und Banknoten fanden, liessen sie mitgehen.

Nur wenige Greise, die im Ausgedinge waren, und von der Jugend allein das Mädchen Gundel nahmen an dem Fest nicht teil und waren zurückgeblieben. Das war bei dem Mädchen Gundel, der Tochter des wohlhabenden Bauern Sebastian Pfeiffer, für niemanden verwunderlich, denn schon als Kind hatte sie sich immer von den lauten Spielen der Gefährtinnen ferngehalten. Sie streifte lieber durch Wald und Flur, lauschte dem Gesang der Vögel, beobachtete das Leben der Tiere im Walde oder wanderte mit dem alten Hirten, der immer so schöne Geschichten und Sagen zu erzählen wusste, stundenlang hinter der Herde her.

Wenn sie dann heimkam, stickte sie alles, was sie erlebt hatte, mit bunten Farben auf eine Leinwand. Mit feierhaftem Eifer sass sie oft stundenlang über den Stickrahmen gebeugt. Zeit und Gegenwart vergessend. Kein Wunder, dass die Leute sie nicht für ganz richtig im Kopfe hielten, ja, auch die Eltern sich bange Sorgen um Gundels Verstand machten. Auch heute, da alle anderen sich unbekümmert Frohsinn hingaben, arbeitete Gundel emsig an ihrer Arbeit, nur von dem einen Wunsch besetzt, ihre Stickerei immer mehr zu vervollkommen. Als die Dämmerung hereinbrach und sie die Lampe entzündete, war es ihr, als habe sie an der hinteren Haustür, die zum Obstgarten führten, ein Geräusch gehört. Die Lampe in der Hand, ging sie furchtlos auf den Flur. Aber als sie hinausgetreten war, sah sie ein Bild, das sich ihr mit grausiger Schärfe einprägte — dann liess sie ein heftiger Schlag auf den Kopf in Nacht versinken. — Wochenlang schwebte das Mädchen zwischen Leben und Tod. Sie erkannte niemanden, und dennoch stand klar und deutlich vor ihrem Gesichte die Begebenheit jenes Spätnachmittags: Zwei Gestalten stehen gebeugt über die alte Truhe, in der sich köstliches Linnen, Silber und Geld befanden. Wie vom Blitz getroffen fahren die beiden Burschen herum. Deutlich sieht sie in zwei junge, bartlose, verwilderte Gesichter. Da hebt der eine den Arm zum Schlag, und in die schwere Dämmerung, die der rohen Tat folgt, nimmt sie die Züge der Vagabundengesichter mit hinüber. Als Gundel nach banger schweren Wochen endlich aufstehen durfte, stellte es sich heraus, dass sie wohl klar denken, aber nicht mehr sprechen konnte. Der Schreck hatte ihre Stimme gelähmt, und die Ärzte in Hannover konnten nur die Hoffnung aussprechen, dass vielleicht eine heftige Seelenschütterung sie die Sprache wieder gewinnen liesse.

Die Polizei hatte sofort alles getan, was möglich war, um der Banditen habhaft zu werden. Aber die wenigen Alten, die mit Gundel im Dorfe zurückgeblieben waren, wussten nichts auszusagen. Wohl waren noch andere Höfe von den Burschen heimgesucht worden, aber die Alten waren teils schwerhörig, teils schon schlafen gegangen, als die Räuber ihr Unwesen trieben. Die einzige, die Genaues hätte sagen können, war verstümmt und des Schreibens so gut wie unkundig und konnte sich auch auf diese Art nicht verständlich machen.

Da hörte der Polizeikommissar, der mit der Aufklärung des Falles betraut war, von Gundels Fähigkeit, alles Erlebte in dem Kunstwerk ihrer Stickereien festhalten zu können. Man gab ihr Leinwand und Stickgarn und forderte sie auf, das Erlebte in ihrer Weise darzustellen. Gundel begriff sofort und machte sich mit feierhaftem Eifer an die Arbeit. Und in der Tat: Wort und Bild einten sich ihr zu einem leuchtenden Gedanken, und ehe eine Woche vergangen war, konnte das Dorf die Anklage Gundels bestaunen.

Auf der grauen Leinwand war in bunten Farben auf einem Bild zu sehen, wie die beiden Landstreicher vor der Truhe knieten und sie durchwühlten, dann erkannte man deutlich Gesicht und Gestalt der Gundel, wie sie stand, die Lampe in der Hand. Eine andere Gruppe wieder zeigte, wie die Burschen, star vor Schreck, auf das Mädchen blickten. So deutlich waren die Züge der jungen, bartlosen Gesichter, in denen

Mord und Untat geschrieben stand, wiedergegeben, dass viele Bewohner in ihnen zwei Landstreicher erkannten, die am Tage vor ihrem Verbrechen den Ort bettelnd durchgezogen hatten.

An Hand dieses bunten Steckbriefes, der wohl der merkwürdigste aller Zeiten war und bleiben wird, wurden die beiden Missetäter in kurzer Zeit ergriffen und den Gerichten zugeführt.

Als man das Mädchen den beiden gegenüberstellte, nickte sie heftig mit dem Kopfe, und wie von Urgewalt getrieben, brach es aus ihrem Munde: «Diese sind's!»

Die Banditen wurden zum Tode durch den Strang verurteilt.

Gross war die Freude im Dorf über die Entdeckung der Räuber durch Gundels Kunst, noch grösser vielleicht die Freude über des Mädchens endgültige Genesung. Niemand sah mehr mitteilidig oder gar verächtlich auf sie herab; im Gegenteil, bald fehlte in keinem Haus der näheren und weiteren Umgebung eines ihrer bunten Kunstwerke, die der Gerechtigkeit zum Sieg verholfen hatten.

Erwin Sedding:

Das unfehlbare Mittel

«Wenn wieder Frieden ist», sagte der kleine Gefreite, «dann setze ich mich in ein grosses, feines Speisehaus und lasse mir Krebse bringen — vielleicht'n Dutzend — und anschliessend gekochten Hecht mit Eierturke und gebratenen Wachteln, oder beides — wahrscheinlich beides — ja, und dann, dann —»

Er wusste nicht weiter. Verückt starrte er auf die Kameraden, mit denen er um den Tisch herum beim Lederputzen sass. «Und ich», meldete sich ein anderer zum Wort, «ich würde mein Motorrad aus dem Schuppen holen und ab mit Vollgas, Richtung Hildegarde! Kannst du dir das überhaupt vorstellen, Mensch: ein Mädel im Beiwagen und du selbst wieder die Hände an der Lenkstange? Ohne Urlaubsschein? Ohne Nachtzeichen? — Junge, Junge, wir haben gar nicht gewusst, wie gut wir's hatten!»

Sie schwiegen. Der eiserne Ofen in der Ecke rumorte.

«Und du?» munterte der Stubenälteste seinen Nachbar auf, der geistesabwesend in die Lampe blickte. «Du möchtest mal penen, was? In einem ordentlichen Bett mit grünesidener Stoppdecke und 'ner Leselampe auf's Nachtschränchen! — Stimmt's!»

Er hatte falsch geraten. Der Christoph wünschte sich auf das Bauerngut seines Vaters zurück, um hinter dem Gaul herzuziehen und Ackerfurchen zu ziehen.

«Nicht, dass es mir hier zu wenig Arbeit

wäre», sagte er, «aber so die Leine in der Hand und den alten Schimmel vor dem Pflug und ringsum die Felder —! Es müsste Frühling sein mit weissen Wolken und hellgrünen Birken! Und über dem Wohnhaus müsste der Rauch aufsteigen! Manchmal denk' ich: das gibts in Wirklichkeit gar nicht!»

Der Stubenälteste lachte kurz auf; «Wie's alles! Könnte euch sogar verraten, wie man's beschafft!»

«Oho —!»
Er wurde ernst. «Wir müssen nur hart bleiben!» sagte er und legte die Hand fest auf die Tischplatte. «Hart bleiben und siegen!»

Spiritistische Telefonverbindung

Der Spiritistenklub «Dunkel und Schummrig» hielt jeden Freitag in der «Biene» seine Sitzung ab. Gäste willkommen.

Kam gestern auch ein Gast.

«Schreckhaft! Mit wem möchte der Herr sprechen?»

«Je nun —»

«Mit Goethe? Mit Schiller? Mit einer verstorbenen Tante?»

Der Gast bat:

«Wenn es Ihnen nichts ausmacht, möchte ich mit dem hübschen Mädchen Baerwald 7815 sprechen! Ich versuche nämlich schon den ganzen Tag vergeblich, eine telephonische Verbindung zu bekommen.»

Vorweihnachtliches Erlebnis

Adventfeier bei einer Urlauber-Sammelkompanie

Der Advent ist uns Deutschen der Inbegriff unseres heutigen schicksalsschweren und harten Ringens, er ist die Zeit der inneren Sammlung und des gläubigen Hoffens, der die Erfüllung nicht versagt bleiben wird.

Die Männer einer Sammelkompanie im Osten stehen am letzten Novembersonntag in früher Morgenstunde schnurrade ausgerichtet. Ein kurzer, echt soldatischer Appell geht der eigentlichen Feier voraus. In der knappen Sprache des alten Militärs umreisst der Hauptmann und Kompanieführer die Symbolik des Advent. Fast alle der Angetretenen hören diese Stimme zum ersten Male, doch klingt sie vertraut und bekannt. Die Augen der Männer hängen an seinen Lippen und die hohe Weihe des Augenblicks wird auch dem letzten Grenadier klar.

Der soldatische Teil ist zu Ende. Nun geht es zum festlich geschmückten Tagesraum der Unterkunft. Der herbe Duft von Tannengrün dringt uns entgegen. Die langen Reihen der weissegedeckten Tische strahlen im Kerzenschimmer und von der Mitte der malerischen Bühne her zeigt sich ein riesiger Wandkranz mit Silberreif durchwirkt, dessen Konturen im Glanz der Lichter fast verschwinden.

Waren nicht in diesem Moment unsere Gedanken weit weg, in der Heimat, bei unseren Lieben zu Hause — und sind nicht in allen Herzen Erinnerungen wach geworden an unsere Kindheit, als im Kreise der Familie an demselben Tag die Kerzen am Adventskranz entzündet wurden?

Bei manchem war es wohl seit zwei, drei oder vier Jahren wieder das erstmal, dass er an diesem vorweihnachtlichen Erlebnis teilhaben durfte.

Schweigsam und hart sind wir geworden in all den Tagen und Wochen an der Front und mancher unter uns hatte wohl schon nach diesen ersten Advent vergessen, weil er wichtigeres zu tun hatte im Graben. Heute aber lag es wie ein grosses Leuchten über allen Gesichtern und jeder, der durch die Tür trat, erlebte in sich eine grosse Wandlung.

Weihvolle Stille, dann klingt das Largo von Händel auf Ernst und tragend schwingt der Geige Ton durch den Raum, als mahne sie zur Besinnung und Einkehr. All unser Denken und Hoffen jedoch offenbart der Cello-Part: Glaube und Erfüllung. Wie ein schmerzvolles Sehnen, breit und fast klagend, raunt es durch den Saal, um dann doch zur jubelnden Höhe mit dem Blick in die Freiheit zu führen. Ein kerniger Vorspruch folgte. In kurzen, klaren Worten enthielt er den Sinn und die Bedeutung des Advent. Anschliessend erklärten wieder die Instrumente des Trios zum Caro mio ben von Giordani. Das Gedicht «Entscheidungen» war uns allen eine Mahnung und noch hören wir die Worte — Wer das Opfer versagt, wird den Kampf nie bestehen — als ob sie eben erst gesprochen wurden. Als das Menuett G. Dur verklungen war, folgte eine Lesung: Advent im Hochgebirge, von Gunnarsson. Wie jeder Mensch sein Fest anders

gestaltet, so erzählt uns diese Geschichte den Advent eines Berghirten, der es sich zur Aufgabe werden liess, in der Vorweihnachtszeit verirrte Schafe zu suchen, um sie vor dem weissen Tode zu retten. Das Grundlegende war aber daran, dass sich jeder Mensch ein Ziel setzen soll, sei es auch noch so klein. Volkslied und Märchen, von Komeak und Poeme, von Fiebig gaben dieser Morgenfeier einen würdigen Abschluss.

Beim gemeinsamen Kaffeetrinken konnte man immer wieder feststellen, dass es für jeden nicht nur eine Feier gemeinhin war, sondern ein Erlebnis.

Müssen wir uns nicht alle eingestehen, dass ein Volk, das solche Sitten und Gebräuche sein eigen nennen darf, das versteht so tief zu fühlen, niemals untergehen kann, dass es ein Lebensrecht hat in der Welt immer und ewig. Wir aber, die wir in den nächsten Tagen schon wieder im Graben stehen, haben aufs neue empfunden, wie heilig und berechtigt unser Kampf ist, und die Feier war uns nichts minder gewesen als eine neue Mahnung an unsere Pflicht — die Heimat zu schützen.

Ganz besonders ist den Schwestern des Roten Kreuzes zu danken, die wirklich alles zur Verschönerung des Festes getan haben, und manch dankbarer Soldat hat persönlich dieses den Schwestern zum Ausdruck gebracht.

Feldrn. Burckhard



Der Primuskocher als Bunkerlampe

Zu der mehrfach angeschnittenen Beleuchtungsfrage teilt Kam. Erich S. folgenden mit:

Die Beleuchtungsfrage spielt auch heute noch bei den meisten Einheiten eine erhebliche Rolle, und doch lässt sich mit wenigen Mitteln eine Lichtquelle schaffen, die jedes andere Beleuchtungsmittel durch seine Lichtfülle von ca. 150 Watt Lichtstärke übertrifft. Viele Einheiten besitzen den hier im Osten sehr verbreiteten Primuskocher. Dieser Kocher ist des Rätsels Lösung. Wir beschaffen uns nur einen neuen Brenner, einen sogenannten «Leisebrenner», der übrigens zu den meisten an die Einheiten gelieferten Kochern schon mitgeliefert ist. Als Glühkörper benötigen wir die uns bekannten Gasglühstrümpfe für Hängelicht normal. — Der Kocher wird wie üblich in Gang gesetzt, und sobald er gut erhitzt ist, machen wir ihn aus. Dann nehmen wir die beiden losen Metallringe vom Brenner ab und setzen den dreibeinigen Sockel mit Glühstrumpf an ihre Stelle. Dies muss aber beschleunigt geschehen, damit der Brenner nicht abkühlt. Nach erneutem Pumpen füllen nunmehr die Gase den Glühstrumpf wie bei der Gaslampe, und nach dem Anzünden erfreut uns blendendes Licht. Es lohnt sich, diesen Rat einmal auszuprobieren.

Objektive Wertung in der Musik?

Kam. Herbert Fr. stellt eine Frage zur Aussprache, zu deren Klärung schon vor ihm viele streitbare Geister zu Felde gezogen sind:

Anlässlich einer Unterhaltung im Kameradenkreis kam das Gespräch auf Richard Wagner. Ein Teil der Kameraden behauptete nun, Richard Wagner sei der grösste deutsche Musiker. Die Gegenmeinung vertrat den Standpunkt, Wagner sei zwar absolut gesehen ein gewaltiger deutscher Musikschöpfer, müsse jedoch hinter den nach ihrer Meinung grössten deutschen Komponisten Bach und Beethoven um eine Klasse zurücktreten. Meines Erachtens ist diese Frage nicht nur mit dem Worte «Geschmacksache» zu erledigen. In der Literatur wird niemand Gottfried Keller mit Goethe, Otto Ludwig mit Shakespeare oder Wieland mit Dante vergleichen, d. h. sie auf eine Stufe stellen wollen. Hier gibt es ohne Frage eine objektive Wertung, die höchstens von Ausselektoren bestritten werden kann. Doch wie ist es in der Musik? Just hier wird niemand Flotow mit Bach vergleichen wollen. Flotow liegt eben «hinter» Bach. Gewiss mögen Wagner, Bach und Beethoven sehr nahe beieinanderstehen (was von einigen bestritten wurde), aber wer steht in der objektiven Musikwertung vor wem?

Die Feldzeitung möchte in dieser Frage zunächst nicht Stellung nehmen, sondern die Meinungen der Kameraden herausfordern.

Wie verübt man Harakiri?

Wir waren doch etwas leicht erstaunt, als die Frage von Kam. Kl. eintraf: «Wie wird Harakiri kunstgerecht ausgeführt? Stirbt der Samurai an Verblutung aus den grossen Bauchgefässen oder durch die Öffnung der Bauchhöhle an sich?»

Leider haben wir so wenig Praxis in diesen Dingen, dass wir dem Kameraden hier eine genaue Gebrauchsanweisung für Harakiri nicht geben können. Wir lesen darüber in einem Nachschlagewerk: «Eine heute nur noch selten vorkommende Art des Selbstmordes in Japan (um der Kriegsgefangenschaft zu entgehen, als Ausweg aus einer Ehrensache, um einer Strafe vorzuzukommen usw.). Früher wurde das Harakiri als eine lediglich dem Ritterstande vorbehalten Strafe von der Regierung befohlen und fand dann mit feierlichem Zeremoniell statt: nachdem sich der Verurteilte mit einem Schnitt von links nach rechts den Bauch geöffnet hatte, schlug ihm gewöhnlich ein Freund den Kopf ab. Das Harakiri sicherte dem Betroffenen eine ehrenvolle Bestattung.» — Der Tod wird beim Harakiri meistens durch Verbluten eingetreten sein (sofern nicht das abgekürzte Verfahren des Kopfabschlagens angewandt wurde). Vielfach wurde auch Harakiri verübt zum Zeichen des öffentlichen Protestes gegen ein politisches oder persönliches Unrecht. So fremd uns dieser Brauch ist, so erkennen wir darin doch das Zeugnis einer heroischen, todverachtenden Weltanschauung des Japaners.

Kam. Kl. hat noch eine zweite Frage: Ist das irische Mc die Abkürzung eines Vornamens oder ein Adelsprädikat? — Mc oder Mac stammt nicht aus dem Irischen, sondern aus dem Schottischen, es ist die unbetonete Vorsilbe schottischer Familiennamen und bedeutet ursprünglich «Sohn des...», es ist kein Adelsprädikat.

Auch eine «delikate» Frage: die Leberwurst

Kam. Robert Schr. schreibt:

Im Kameradenkreise besteht die Streitfrage, ob Leberwurst in Naturdärmen auch noch gekocht wird oder nicht. Ein Kamerad behauptet, seine Mutter koche sie nicht. Ich sage dagegen, die Leberwurst muss gekocht werden, weil sie sonst gleich sauer und schlecht wird. Der Kamerad stammt aus Hannover. Gibt es da irgendwie andere Möglichkeiten, dass man die Wurst dauerhaft macht? Also der Vorgang des Wurstmachens ist folgender: das Fleisch wird erst gekocht, dann wird es durch den Wolf gedreht und fertig gewürzt und dann in Naturdärme gestopft. Muss die Leberwurst jetzt noch gekocht werden oder ist es nicht notwendig? Mein Kamerad behauptet, sie braucht nicht gekocht zu werden, sondern wird so, wie sie ist, in den Rauch gehängt. Wir zuhause kochen sie aber noch erst und hängen sie dann ein paar Tage in den Rauch. Können Sie mir da ein beweiskräftiges Urteil geben?

Der Briefkastenonkel der Feldzeitung, dem beim Gedanken an das heimatische

Wurstmachen das Wasser im Munde zusammenlecken, kann leider ein «beweiskräftiges» Urteil nicht abgeben, da er keine Leberwurst zum praktischen Beweis zur Verfügung hat. Nach seiner Meinung hängt die Frage aber von der Voraussetzung ab, ob die Naturdärme frisch oder konserviert und damit entkeimt sind. Zwar sind alle Zutaten zur Leberwurst gekocht, doch würde sich die Wurst bei frischem, nicht konserviertem Darm nicht halten. Leberwurst wird also nach dem Stopfen nochmals gekocht und kommt dann erst nach dem Erkalten in den Rauch.

Warum flimmern die Sterne?

Kam. Erich R. schreibt: Wie wir wissen, sind doch die Sterne Himmelskörper wie unsere Erde, also rund. Sie werden aber seit jeher in der bildlichen Darstellung nicht rund, sondern zackig, in «Sternform», wiedergegeben. Wenn wir sie mit blossen Auge betrachten, erscheint es uns auch, als ob sie tatsächlich diese «Sternform» hätten. Das ist natürlich eine Täuschung, hervorgerufen durch ihr Flimmern. Aber warum flimmern die Sterne, während man doch von Sonne und Mond klare Umrisse erkennen kann?

Dieses «Flimmern» und Blinken der Sterne ist die Ursache der seit alter Zeit üblichen gezackten Sternendarstellung. Die Erklärung ist jedoch recht einfach, und wir wollen sie durch eine Zeichnung noch verdeutlichen:



Der Strahl eines Sternes setzt seinen Weg zu uns durch das Weltall solange gradlinig fort, bis er auf die äussersten Grenzen der irdischen Atmosphäre stösst. Bis zu diesen höchsten Luftschichten hinauf herrscht stets Unruhe. Ständig be-

schreibt kalte und warme Luft einen Kreislauf. Ferner kommt der Strahl zuerst in dünnere und dann in dichtere Luftschichten. Es wechseln Temperatur und Feuchtigkeit ständig auf seinem Wege durch die Atmosphäre. Alle diese Umstände wirken störend auf seinen gradlinigen Gang. Manchmal sind die Unruhen derart gross, dass der Strahl wie in einem Prisma gebrochen und in die sieben Regenbogenfarben (Spektrum) zerlegt wird. Diesen Ursachen ist es nun zuzuschreiben, dass das von vielen Menschen als schön bezeichnete, von Astronomen aber verdamnte Farbenspiel zustande kommt. Angenommen der Fall, die Erde besässe keinen Luftmantel und das Sternenlicht würde unbeeinträchtigt zu uns gelangen, dann wären die Beobachtungsmöglichkeiten mit Fern-

rohren weitaus günstiger und dadurch unser Wissen von den Sternen erheblich grösser.

Grand ist das grössere Spiel

Kam. Jo. schreibt auf die Frage eines Kameraden, ob «Revolution» das höchste Spiel sei bzw. den Vorrang vor allen anderen Spielen habe:

Revolution ist die dritte Erhöhung von Null, und Null bedeutet «nichts», d. h. Karten geringen Wertes. Grand ist dagegen «das grosse Spiel», es muss also vor den Nullspielen den Vorrang haben, und tatsächlich kommt ja auch «Revolution» in der rein rechnerischen Wertung schon nicht mehr an Grand mit Vieren heran. — Im Zusammenhang damit sei erwähnt, dass auch die Grandspiele nicht die höchsten im Skat sind. Das höchste Spiel ist «Treff mit 11 aus der Hand». Schneider und schwarz angesagt: man kann damit bis 204 reizen — so man das Glück hat, einmal ein solches Blatt zu bekommen.

Wer ist der Finder?

Der Feldwebel einer Flakereinheit, der am 12. November aus seinem Heimaturlaub in Frankfurt kommend den Kurierzug Rositten-Pustoschka benutzte, wird gebeten, sich bei der Einheit 21896 E zwecks gegenseitigen Austausches der Wäschebeutel zu melden.

Kam. Ew. teilt mit: Am 14. November ist mir am Bahnhof Rositten ein Diensthund abhanden gekommen, der noch gesehen wurde, als er in Richtung Ostrow lief. Es handelt sich um einen grossen schwarzen Wolfshund, auf den Namen «Harras» hörend, rechter Reisszahn fehlt, linker ausgebrochen. Welcher Einheit ist der Hund zugehört?

Kam. Fritz H. hat Anfang November beim Umsteigen auf dem Bahnhof Wolot im Zug nach Tulebja einen Wäschebeutel mit Verpflegung, Rasierzeug und persönlichen Sachen hängen lassen. Dem Finder wird eine Belohnung zugesichert.

Allerlei kleine Anliegen

Kam. Johann Wl. bittet den Gefreiten Karl Herb, eingesetzt am Ilmensee, ihm seine Anschrift über die Feldzeitung mitzuteilen.

Kam. Heinr. Bo. schreibt: Drei meiner Kameraden streiten sich, ob das Fadenkreuz in einer Zieleinrichtung aus einem Spinnwebfaden besteht oder im Glas eingezäht ist, oder ob es sich um feine Metallfäden handelt. — Bei hochwertigen optischen Instrumenten werden Spinnwebfäden verwendet, doch ist man auch schon zur Verwendung feiner Metall- oder Kunststoffäden übergegangen. Bei einfacheren (billigen) optischen Geräten ist das Fadennetz meist auf einer Glasplatte eingeritzt und geschwärzt.

Kam. Otto H. möchte, angeregt durch die Frage nach einem Gesellied, auch ein Lied auf «Wanda» haben. Wer bedichtet Wanda?

Kam. Erich R. möchte wissen, in welchem Verlag die Werke Gustav Frenssens erschienen sind. Kam. Günter Ap fragt nach dem Verlag der Werke Ernst Wiecherts und der Lyriksammlung Hölderlins. — Die Bücher Frenssens sind im Verlag G. Grote-Berlin herausgegeben worden. Bücher von Ernst Wiechert sind im Verlag Albert Langen/Georg Müller in München und im Verlag Grote-Berlin erschienen. Eine Lyriksammlung Hölderlins erschien im Insel-Verlag Leipzig und unseres Wissens auch im Reclam-Verlag.



CHARLOTTE : 3

Wie kann man nur so eitel sein Wie hier Charlott! Sie macht sich fein, Ein Spiegelbild genügt ihr nicht, Wir sehn hier dreimal ihr Gesicht. Ehrlich gesagt: uns machts Vergnügen, Charlott scheint das auch spitz zu kriegen, Sie lacht verschmitzt und meint: nanu, Da schaut doch wieder einer zu!

UFFZ. W. KRÜGER

Wie finde ich die Frau fürs Leben?

Der Reichsbund Deutsche Familie will durch Briefwechsel den Junggesellen helfen

Sich zu verloben, zu verheiraten und eine Familie zu gründen, ist unter den heutigen Umständen oft leichter gesagt als getan. Wer schon als Bräutigam in den Krieg gegangen ist, der hat es natürlich leicht gehabt. Aber den vielen anderen, die ihre heimliche Liebe aus den Augen verloren oder an das Heiraten noch gar nicht gedacht haben und die Gattenwahl zu ernst nehmen, um diesen wichtigen, ja vielleicht sogar entscheidenden Schritt ihres Lebens im meist nur kurzen Urlaub dem Zufall zu überlassen, fehlt es an Gelegenheit, die passende Frau zu finden. Nicht jede Liebe auf den ersten Blick ist die Gefährtin fürs Leben oder noch weniger die Mutter der ersehnten Kinder, denn man heiratet nicht bloss die liebenswerte Frau, sondern denkt auch an die Kinder. Die Kinder sollen einschlagen, gut geartet sein, damit sie auch Freude machen. Dieser Herzenswunsch ist natürlich nur zu erfüllen, wenn man die zu einem passende Frau aus einer gleichgerichteten Sippe findet. Das ist der Wunsch vie-

ler untadeligen Männer und ebenso ehrenhafter Frauen, denen es aber an der Gelegenheit des Zusammenkommens fehlt.

Da hat nun der Reichsbund Deutsche Familie, der die Pflege des Familiengedankens, wie er uns Deutschen in idealer Weise vor Augen schwebt, zum Ziel hat, mit der Errichtung einer Briefzentrale eine Einrichtung geschaffen, die den Wünschen besonders unserer Soldaten angepasst ist. Die Briefzentrale steht allen Volksgenossen aus allen Teilen des Reiches zur Verfügung. Ihre Aufgabe ist es nicht, gleich Ehen zu stiften, sondern sie vermitteln nur Bekanntschaften, sie gibt zukünftigen Ehepartnern Gelegenheit, in einem Gedanken- und Meinungsaustausch zu treten. An dieser Einrichtung kann jeder, ohne Rücksicht auf Bildung, Stand, Beruf, Alter, Bekenntnis oder Vermögen teilnehmen. Der Volksgenosse, der sich an die Briefzentrale wendet, erhält seinen Wünschen entsprechend eine Anzahl von Personenbeschreibungen und soll nun durch eigenen Briefwechsel mit diesen fest-

stellen, ob es sich um einen, für ihn geeigneten Partner handelt. Kriegsversehrtete können mit einer besonders sorgfältigen Vermittlung rechnen. Gerade sie sollen und werden nicht auf ein eheliches Lebensglück verzichten müssen.

Der erste Briefwechsel wird nur unter Suchnummer geführt. Die gegenseitige Nennung der Namen erfolgt nur auf eigenen Wunsch. Die Briefzentrale schlägt nur Partner vor, die nach ärztlichem Urteil und nach den Bestimmungen des Ehegesundheitsgesetzes zur Ehe geeignet sind. Diese Anforderung wird selbstverständlich auch an die an dieser Einrichtung teilnehmenden Antragsteller gestellt. Wer sich an die Briefzentrale des Reichsbundes Deutsche Familie wendet, erhält ein Merkblatt mit Fragebogen, aus dem alles Nähere zu ersehen ist. Jeder Teilnehmer hat drei Unterlagen beizubringen, nämlich eine ärztliche Bescheinigung, eine Vertrauensauskunft und einen Personalbogen. Wie diese Unterlagen zu beschaffen sind, geht aus der Anleitung, die dem Teilnehmer übermittelt wird, hervor.

Die Briefzentrale ist kein Erwerbsunternehmen. Es sind auch alle Vorkehrungen getroffen, dass die Vertraulichkeit sämtlicher Anfragen gewährleistet ist. Die Anschrift dieser Einrichtung, die hauptsächlich auf Grund zahlreicher Wünsche von Wehrmachtangehörigen geschaffen wurde, lautet: Dresden-A. 1, Neumarktstrasse 15/II.

Helmut Schubert

Ferntrauung ohne Erklärungsirrtum

«Ja»-Wort gilt sechs Monate

Die ursprünglich auf zwei Monate festgesetzte Frist für die Gültigkeit einer Eheschliessungserklärung, die der Wehrmachtangehörige zur Ferntrauung abzugeben hat, ist bereits vor einiger Zeit auf sechs Monate verlängert worden. Nun ist es in der Praxis vorgekommen, dass bei der Absage der Eheschliessungserklärung des Wehrmachtangehörigen zur Niederschrift des Bataillonskommandeurs noch alte Formulare benutzt worden sind, in denen die Dauer der Frist mit zwei Monaten angegeben war, während sie bereits sechs Monate betrug. Das kann zu praktischen Schwierigkeiten führen, während es andererseits an der Front naturgemäss nicht immer zu vermeiden ist, dass alte Formulare noch nicht ersetzt werden konnten. In einigen Fällen kam es nämlich zu einem Zerwürfnis zwischen dem Verlobten, aufgrund dessen der Wehrmachtangehörige nach Ablauf der Zweimonatfrist seiner Braut schriftlich erklärte, dass er das Verlöbnis auflöse und sie nicht heiraten werde. Gleichwohl gab die Braut später ihre Eheschliessungserklärung vor dem Standesbeamten ab. In der Zeitschrift der Akademie für Deutsches Recht wird nun dargelegt, dass ein Irrtum des Erklärenden über die Wirkung seiner Erklärung die Erklärung an sich ihrer

KAMERADSCHAFTSDIENST

der Feldzeitung

- Es suchen Gräberaufnahmen: Kam. Peter Büchel: von Gefr. Walter Bock auf dem Soldatenfriedhof Nagowo; Kam. Paul Sczygiel: von Soldat Stanislaus Jung auf dem Friedhof in Porchow, 6. Reihe Grab Nr. 4; Kam. Gerhard Besancon: von Soldat Peter Windelen auf dem Friedhof in Bol Sassowo; Kam. Rudolf: von Oberleutnant Hermann Seidel, gefallen nördl. Staraja Russa, Grabstätte nicht genau bekannt; Kam. Karl Heil: von Karl Heribert Esch in Nowi Gorki; Kam. Berthold Marke: von Obergefr. Max Marke bei Iwanowskoje südwestl. Staraja Russa; Kam. Ebeling: Borsum bei Bossburg: von Gefr. Heinrich Ebeling in Lobanowo nördl. Gory; Johanna Siegel, Leipzig 05, Mariannenstrasse 13 IV bei Jacob: von Gefr. Karl Künstele auf dem Friedhof Droskowo; Kam. W. Zibold: von Uffz. Berthold Eichner in Dubrowka oder Dubrowa süd. Staraja Russa; Kam. Franz Banthke: von Soldat Otto Glühn auf dem Friedhof Porgalowo bei Nowel; Kam. Martin Teigte: von Gefr. Georg Wellmann auf dem Friedhof Sechino; Kam. Harry Reuss: von Max Heibig auf dem Friedhof Burakowo; Paul Erdmann, Nedow bei Anklam: von Obergefr. Ernst-August Franz Erdmann auf dem Friedhof Juchowo; Kam. Schibusch: von Obergefr. Paul Esser in Boschkowka, 30 Meter süd. der Kirche; Kam. Josef Hölscher: Von Obergefr. Heinz Stahl und Obergefr. Ludwig Mütert auf dem Friedhof Shilina westl. Staraja Russa (mögl. auch Aufnahme des ganzen Friedhofs).

Nicht aufnehmen konnten wir die Anzeigen der Kameraden Wilhelm Ollinger, Bernhard Driewer, Hans Baumken, J. Richter, Hans Bernsteiner, Wolfgang Köbel und Hermann Müller.



Aufnahme: Kriegsberichtler unserer PK Pospischil

Vor einigen Wochen führte eine bewegliche Kraftfahrzeug-Instandsetzungskompanie südlich des Ilmensees ihren 25000. Werkstattauftrag aus. Den Einlieferer bzw. Fahrer dieses Auftrags erwartete übrigens eine kleine freundliche Überraschung. Und auch diese Kompanie selbst hatte Ursache genug, dieses Datum und Jubiläum mit berechtigter Genugtuung ein wenig festlich zu begehen. Die Einheit kam erstmalig am 24. Juni 1941, also mit Ausbruch des Ostfeldzuges, zum Einsatz. Sie ist eine bewegliche Werkstatt, die jetzt ihren 13. Einsatzort

bezogen hat. Wenn auch von der Kompanie, ihrer eigentlichen Bestimmung gemäss, vorwiegend Kraftfahrzeuge repariert werden so ist eine solche Werkstatt doch bei den Verhältnissen an der Ostfront zugleich sozusagen «Mädchen für alles». Es sind ebenso Instandsetzungen von Lokomotiven vorgekommen wie solche von Panzern und Trekkern, Sägewerksmaschinen und Molkezeigeräten, Pflügen oder Dresch- und Sämaschinen; und schliesslich wurde einmal sogar ein zerstörtes Elektrizitätswerk wieder eingerichtet und betriebsfähig gemacht.